

projekt Datjing und in der Landwirtschaft von der Musterkommune Dadschai zu lernen, die sich beide durch die Überwindung großer Hindernisse und durch ideenreichen, unermüdlichen Einsatz ihrer Mitglieder ausgezeichnet haben und nun allen Chinesen zur Nachahmung empfohlen werden.

### „Kampf zwischen zwei Linien auch noch in 10000 Jahren“

In der *Landwirtschaft* konnten trotz aller Erfolge bisher nicht die ursprünglich angesetzten Ergebnisse erzielt werden. So drängt man jetzt auf eine möglichst rasche Verwirklichung der Pläne. Der Landwirtschaft wird Priorität eingeräumt, wobei das Hauptaugenmerk nun auf die Mechanisierung gelegt werden soll. Diese soll zügig, aber nicht übereilt eingeführt werden, um nicht neue soziale Probleme zu schaffen. Bisher ist Chinas größte Stärke das Menschenpotential. Durch den weitgehenden Verzicht auf Mechanisierung konnte sich China von „dekadenten“ Krediten freihalten und außerdem Vollbeschäftigung garantieren. Wenn dennoch nun die Mechanisierung auf dem Arbeitsgebiet von fast 80% der Gesamtbevölkerung propagiert wird, so geschieht dies, weil man für die Weiterentwicklung der Industrie — eine parallel verlaufende Bemühung — dringend Arbeitskräfte benötigt. Das bisher schon beispielhafte System der Bewässerung der Äcker und des Schutzes vor Überschwemmungen soll weiter ausgebaut werden. Zusätzliche Anstrengungen gelten der Landerschließung, Düngemittelproduktion und Aufzucht (vgl. Peking-Rundschau, 4. 11. 75).

Die industrielle Erschließung wird in den kommenden Jahren sicherlich große Fortschritte machen. Hauptkatalysator dabei dürfte das *Erdöl* sein, das den Chinesen unerwartete Möglichkeiten eröffnet. Die weltweite Erdölkrise ging in entscheidenden Punkten an Peking vorbei, China beliefert bereits seine Nachbarländer mit dem be-

gehrten Rohstoff und ist auch bereit, den Export auszubauen. Nach den neuesten Zahlen, die von einem Fachmann in Hongkong mit offensichtlicher Billigung Chinas bekanntgegeben wurden (vgl. FAZ, 4. 11. 75), kann China unter Beibehaltung der augenblicklichen Zuwachsrate 1980 eine Erdölförderung von 200 Millionen und 1985 von ca. 400 Millionen Tonnen erreichen, was etwa der derzeitigen Jahresförderung von Saudi-Arabien entspricht. Die Erdölreserven scheinen von ungeahntem Ausmaß zu sein (vgl. China aktuell, Juni 1975, 286 ff.). Mit diesem Boom sind aber viele Aufgaben wie Erschließung des Verkehrsnetzes und Aufbau von Verarbeitungsindustrien verbunden. Wie diese Investitionen bewältigt werden, ist noch ein Geheimnis.

Diese Entwicklung könnte aber auch zu einer neuen Belastungsprobe für das gesamte Gesellschaftssystem werden. Die jetzt noch bestehenden *Lohnunterschiede* (30 Gehaltsstufen, 8 Lohnstufen) können bei einem solchen Fortschritt kaum beseitigt werden, die Spezialisierung muß zunehmen — und damit auch die Unterschiedlichkeit. Noch hat die inzwischen wieder gänzlich auf gemäßigten Kurs eingeschwenkte Führung die Fäden in der Hand, die vor wenigen Jahren gefährlich überrepräsentierte Armee hat ihren Einfluß im politischen Leben fast ganz verloren. Was nach dem Tode Mao Tse-tungs geschieht, bleibt völlig offen. Ein Leitartikel der Pekinger „Volkszeitung“ vom 19. Oktober 1975 strahlt nicht gerade Optimismus aus, heißt es dort doch: „Sozialismus oder Kapitalismus — immer noch stehen wir diesen zwei Möglichkeiten gegenüber. Auch in den nächsten 50 oder 100 Jahren wird der Kampf der zwei Linien fort dauern, sogar in 10000 Jahren wird es diesen Kampf geben.“ *Mao Tse-tung* selbst schrieb seiner Frau am 8. Juli 1966: „Sollte es zu einem antikommunistischen rechten Staatsstreich kommen, werden sie sich bestimmt auf meine Worte berufen, aber auch die Linken werden meine Worte benutzen, um sich zu organisieren und die Rechten zu überwinden.“

Norbert Sommer

## Forum

### Volks- oder Gemeindekirche?

Zu dem Bericht von Karl-Ernst Apfelbacher „Reform zwischen Utopie und Getto. Über die neuere Diskussion zum Thema Gemeindekirche“ im Oktoberheft (S. 512—522) schickte uns Prof. Norbert Greinacher (Tübingen) die folgende Stellungnahme. (Zur Meinung der Redaktion zum gleichen Thema vgl. HK, Februar 1974, 61 ff.).

Die Konzeption der Gemeindekirche wird kritisiert von progressiven Theologen und konservativen kirchlichen Amtsträgern. Sie steht in Gefahr, mißverstanden oder mißbraucht zu werden von kirchlichen Gruppen, Pfarrern und Bischöfen. Sie findet Zustimmung von den verschiedensten Richtungen her. Diese Tatsache besagt nichts Entscheidendes über die Richtigkeit

dieser Konzeption, wohl aber, wie auch der Beitrag von K.-E. Apfelbacher zeigt, etwas über ihre Aktualität. Im folgenden will ich versuchen, aufgrund des Artikels von Apfelbacher einige wenige, mir wichtig erscheinende Aspekte innerhalb des mir zur Verfügung gestellten Rahmens zu behandeln.

Apfelbacher hat recht, wenn er betont, daß der Begriff Volkskirche vieldeutig sei (s. S. 520). Volkskirche kann u. a. im Sinne Schleiermachers bedeuten *Kirche durch das christliche Volk* mit demokratischer Tendenz gegen die Priesterkirche wie die Kabinetskirche des Königs. Volkskirche kann heißen *Kirche für das Volk*: Das Volk, besonders im Sinne des einfachen Volkes, wird zum Objekt der Mission und der sozialen Hilfe. Volkskirche kann auch verstanden werden als *Kirche des Volkes* im Sinne von Johann Baptist Metz, der sich gegen eine Kirche der wirtschaftlichen, politischen und intellektuellen Oberschicht wendet.

Wenn ich von Volkskirche spreche, meine ich damit primär den Tatbestand, daß Kirche und Volk eine enge soziale Einheit bilden, daß die Kirche eine betont integrierende Funktion im Hinblick auf die Gesellschaft ausübt und sich damit auch intensiv an die Gesellschaft anpaßt. Die Grenzen zwischen Kirche und Gesellschaft sind fließend. Diese enge Verbindung zwischen Kirche und Volk hat zur Folge, daß Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk auch immer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche bedeutet und umgekehrt. Mit einer so skizzierten Sozialform der Volkskirche ist oft verbunden eine Zentralisierung und Hierarchisierung der Kirche, eine starke Betonung der kirchlichen Disziplin, eine Ritualisierung des Kultes, eine Dogmatisierung des Glaubens und eine Kasualisierung und Sanktionierung des sittlichen Verhaltens.

Geht man von dieser von mir — hier nur kurz — umschriebenen Bedeutung von Volkskirche aus und hält man daran fest, was wohl weithin unbestritten ist, daß die Kirche allmählich, beginnend im dritten Jahrhundert, eine Volkskirche geworden war und mit unterschiedlicher Ausprägung auch bis in die Neuzeit hinein blieb, dann ist gegen Apfelbacher zu sagen (S. 519), daß die Frage keineswegs verfehlt gestellt ist, ob ein Ende dieser Sozialform der Volkskirche abzusehen sei oder nicht. Ich muß hier die — schwierig zu beantwortende — historische Frage ausklammern (S. 520), ob die Menschen und die „Völker“ früher kirchlicher und christlicher waren als heute, konkret, ob sie öfters am Gottesdienst teilnahmen, sich mehr mit den kirchlichen Dogmen und Normen identifizierten und danach lebten. Folgende zwei Grundtatsachen ergeben sich aber nach meiner Überzeugung — vor allem auch aus den neueren empirischen Untersuchungen — mit größter Sicherheit. Zum einen sind die Kirchen im Verlauf des neuzeitlichen gesellschaftlichen Umwandlungs- und Differenzierungsprozesses nur noch in einem ganz bestimmten Segment des gesellschaftlichen Lebens präsent. Zum anderen hat sich in demselben Prozeß Religiosität sehr intensiv privatisiert und subjektiviert. Will man nun nicht denselben Begriff Volkskirche auf zwei gesellschaftlich sehr verschiedene Situationen von Kirche und Religiosität anwenden, so muß man — unter den erwähnten Voraussetzungen — zu der Feststellung kommen: Wir leben zwar in einer „nachvolkskirchlichen“ Situation, die noch durch volkskirchliche Elemente gekennzeichnet ist, aber das Ende dieser Sozialform Volkskirche ist abzusehen. Damit wird nicht nur nicht gelehnet, sondern ausdrücklich bestätigt, daß es eine — in mancher Hinsicht erstaunlich — intensive und verbreitete Religiosität gibt, wie immer man diese bezeichnen will: als „Kulturreligion“

(Berger), „Bürgerreligion“ (Marhold), „Neutralisierte Religion“ (Stoodt). Es ist dabei auch überhaupt nicht zu übersehen, daß diese Religiosität vom Christentum herkommt und heute noch christlich geprägt ist, wie Apfelbacher zu Recht betont (S. 521). Es ist auch *U. Boos-Nünning* zuzustimmen, wenn sie betont, daß diese Religion weithin in kirchlicher Sprache formuliert wird und daß diese kirchlich beeinflusste und formulierte Religiosität in der modernen Gesellschaft keineswegs eine Randstellung einnimmt. Dennoch aber gilt: „Die vorgefundene Religiosität ist nicht in Sozialkontakte der Gläubigen untereinander und in Kontakt mit der kirchlichen Institution eingebettet. Die institutionellen Normen werden relativiert, umgedeutet und angepaßt — was bleibt, ist eine Religion des Meinens und Fühlens, des Hilfebrauchens in schwierigen Situationen, aber keine Religion der Zustimmung und des Glaubens“ (*U. Boos-Nünning, Dimensionen der Religiosität, München 1972, 153*).

Angesichts dieser veränderten Situation von Kirche und Religiosität in der Gesellschaft stellt sich die bedrückende Frage: Wenn die geschichtlich gewordene und gesellschaftlich bedingte Sozialform der Volkskirche zum Absterben verurteilt ist, wie kann die Kirche ihre Identität bewahren? Wie kann die Kirche überleben in Treue zu ihrer eigenen Identität? In welcher Gestalt wird die Kirche so überleben, daß sie einerseits die sich aus ihrem Selbstverständnis ergebenden Aufgaben wirksam erfüllen und andererseits in der Gesellschaft wieder Glaubwürdigkeit erlangen kann? Eine Antwort auf diese Frage scheint mir die Konzeption der Gemeindekirche zu sein. Und dies in verschiedener Hinsicht.

Will man die angedeutete Privatisierung der Religiosität überwinden, ist dazu eine institutionalisierte Form von Religiosität, ist so etwas wie Gemeinde notwendig. „Religion braucht religiöse Gemeinschaft, und Leben in der religiösen Welt braucht Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinde“ (*P. L. Berger - Th. Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt 1971, 169*). Wer will, daß die Sache Jesu in der heutigen Gesellschaft relevant wird, muß bestrebt sein, die private Religiosität zu überwinden. Das gilt um so mehr dann, wenn man das Christentum nicht als eine „Bürgerreligion“ betrachtet, die nur die religiöse Legitimation abgibt für das faktisch Vorhandene, sondern als eine notwendige gesellschaftskritische Kraft.

Wenn man in diesem Zusammenhang versucht, die „distanzierte Kirchlichkeit“ oder „das Christentum außerhalb der Kirche“ auch theologisch aufzuwerten (S. 520), kann ich mich manchmal des Verdachtes nicht erwehren, daß man die dahinschwindende und nicht mehr erreichbare Kirchlichkeit zu saueren und die distanzierte Kirchlichkeit zu süßen Trauben erklärt. In Wahrheit ist der Tatbestand natürlich soziologisch und theologisch gesehen außerordentlich kompliziert. Nur soviel sei angedeutet: Angesichts der heutigen konkreten Gestalt der Kirche ist eine nur partielle Identifikation mit der Kirche sehr verständlich, ja in mancher Hinsicht geboten, und die Kirche tut gut daran, die Kritik der partiell Identifizierten und nicht mehr Identifizierten auch als einen Ruf zur Umkehr aufzunehmen. Darüber hinaus gilt, daß, geschichtlich gesehen, zentrale Werte der christlichen Botschaft außerhalb der Kirche oft entschiedener vertreten und realisiert wurden als innerhalb der Kirche: zum Beispiel Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Dies und noch mehr zugestanden, kann mich aber nichts daran hindern, eine privatisierte, subjektivierte, distanzierte oder außerkirchliche Religio-

sität als eine defiziente Form christlichen Lebens anzusehen. Wenn die Kirche nicht auf ihre Identität verzichten will, kann sie diesen Anspruch nicht aufgeben. Das heißt natürlich nicht, daß es nicht Gnade und Heil, christliches Leben und Christentum auch außerhalb der Kirche gibt. Es ist für mich auch selbstverständlich, daß man mit solchen Menschen und solchen und anderen Gruppen und Organisationen als Kirche in einem permanenten, möglichst herrschaftsfreien Diskurs stehen muß, in dem alle Seiten zu lernen und sich kritisch in Frage zu stellen haben (S. 518 und 521). Ich gebe Apfelbacher auch völlig recht, daß nicht der Eindruck entstehen darf, hier ist die Kirche und dort ist die Welt oder die Gesellschaft (S. 519). Ein solches dichotomisches Weltbild ist weder soziologisch noch theologisch aufrechtzuerhalten, weil soziologisch die Übergänge sehr fließend und empirisch kaum feststellbar sind und theologisch gesehen weder das uns von Gott angebotene Heil noch gelebtes Christentum an den „Grenzen“ der Kirche haltmachen.

Dies alles hindert mich aber nicht daran (sei's drum als Barthianer oder konservativer Theologe zu erscheinen! [S. 517]), die Kirche, vor allem in Gestalt der Gemeinden, von einer solchen außerkirchlichen Religiosität abzuheben. Diese ist „eine Religion, die um die kritischen Impulse ihrer selbst gebracht ist, eine Religion, die zur Begünstigung von Vorurteilen reicht, die eine reduzierte Gestalt von Christentum ausgebildet hat, die weder die Ich-Identität bewußt stärkt noch anleitet zur Muße und zu befreienden Feiern“ (W. Marhold, Bürgerreligion: *Theologia practica* 9/1974, 304—312, hier 312). Jene kann zur öffentlichen Zeugin und Tradentin der in Jesus von Nazaret geschehenen Befreiung in den Systemen unserer emanzipatorischen Gesellschaft werden (Metz). Kirche als Gemeindekirche bietet eine gewisse Chance, die Sache Jesu und ihre Tradierungsgeschichte der nächsten Generation weiterzugeben. Allerdings ist diese Konzeption von Gemeindekirche, wie

Apfelbacher zu Recht betont (S. 518), vor denen zu schützen, die sich auf sie berufen, um die Kirche zu reinigen. Exkommunikationspraktiken, Konformitätsdruck, Gettoisierung, Sektentalität, Unterdrücken von Meinungsverschiedenheiten — das ist nun das letzte, was ich mir von der Gemeindekirche erhoffe. Ein wichtiger Schutz besteht meiner Ansicht nach in einer Demokratisierung der Kirche. Das heißt unter anderem Abbau der Herrschaft von Amtsträgern, Übertragen eines Amtes auf Zeit, herrschaftsfreie Kommunikation unter allen Mitgliedern, ständige Legitimation der rationalen und kontrollierten Machtausübung von seiten der Amtsträger vor der Sache Jesu und der neuzeitlichen Freiheitsgeschichte. Hinzutreten müssen die ständige Bereitschaft der Gemeinde zu lernen, das heißt neue Erfahrungen zu machen und neue Einsichten zu gewinnen; die permanente Kommunikation mit der Gesellschaft, in der die Gemeinde existiert; die strikte Respektierung des Raumes der Privatheit von seiten der Gemeinde.

Ich halte es für falsch, nur in den Alternativen von Kirche und Sekte zu denken. Selbst wenn dies wahr gewesen wäre für die Vergangenheit, heute und in Zukunft sind Alternativen möglich, etwa in Gestalt von „kognitiven Minderheiten“ (Berger), von Gemeinden, die ihr eigenes Identitätsbewußtsein haben, ohne in ein Sektendasein zu verfallen, Gemeinden, die ein offenes soziales System bilden, ohne mit der Öffentlichkeit identisch zu sein, die durch intensive Kommunikation mit anderen Gemeinden eine Großkirche bilden, ohne eine Volkskirche zu sein.

Die Konzeption der Gemeindekirche stellt eine Realutopie dar. Sie hat utopische Elemente, weil sie bewußt den Status quo der Kirche transzendieren will. Sie ist insofern realistisch, weil ich nicht wenige kirchliche Gemeinden kenne, die auf dem Wege zur Gemeindekirche schon ein gutes Stück zurückgelegt haben und keineswegs in einem Getto angekommen sind. Dies ist für mich ein Zeichen der Hoffnung.

Norbert Greinacher

## Kurzinformationen

Vom 23. November bis 10. Dezember tagte in Nairobi (Kenia) die fünfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Unter den rund 2300 Teilnehmern waren 757 stimmberechtigte Delegierte aus den 271 Mitgliedskirchen des ÖRK; die römisch-katholische Kirche vertraten 16 offizielle Beobachter und 10 Berater. Die Evangelische Kirche Deutschlands war durch 27 offizielle Delegierte repräsentiert. Zu den wichtigsten Fragen vor Beginn des Treffens gehörte die, ob es dem ÖRK gelingen werde, die von der letzten Vollversammlung in Uppsala 1968 initiierte Konzentration auf politisch-gesellschaftliche Themen durch ein stärkeres Engagement für Theologie und Spiritualität zu ergänzen bzw. zu korrigieren. Während der ersten Phase in Nairobi war dieses Bemühen nicht zu übersehen. Im ersten großen Referat vor dem Plenum versuchte der indische Soziologe *M. M. Thomas*, Vorsitzender des Zentralausschusses des ÖRK, beide Bereiche dadurch zu verbinden, daß er die Entwicklung einer „kämpferischen Spiritualität“ als Auf-

gabe der Ökumene beschrieb. Zuvor hatte bereits Generalsekretär *Philip Potter* in seinem Rechenschaftsbericht auf die notwendige Verbindung von politischem und geistlichem Auftrag der Kirche abgehoben und auf die Bedrohung der Menschheit nicht nur durch Unfrieden und Ungerechtigkeit, sondern auch durch schwere geistige Krisen hingewiesen. Auch der amerikanische Theologe *Robert McAfee Brown*, der zum Leitwort der Konferenz („Jesus Christus befreit und eint“) sprach, betonte die Verbindung zwischen Umkehr des Einzelnen und „Bekehrung“ der Strukturen, zwischen Erlösung und Befreiung (EPS, 27. 11. 75). Im übrigen hatten aber politische Auseinandersetzungen doch wieder einen zentralen Stellenwert. Allein zwei der Hauptreferate waren der Politik gewidmet; im ersten übte der Premierminister von Jamaica, *Michael Manley*, scharfe Kritik am Kapitalismus und am Staatskapitalismus, im zweiten forderte der australische Biologe *Charles Birch* ein weltweites Null-Wachstum und die Bereitschaft, daß „die Reichen ein-